

Jörg Fündling

Marc Aurel

Gestalten der Antike



Jörg Fündling
Marc Aurel

GESTALTEN DER ANTIKE

Herausgegeben von
MANFRED CLAUSS

Jörg Fündling

Marc Aurel

PARENTIBVS OPTIMIS

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2008 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Die Herausgabe des Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Satz: Setzerei Gutowski, Weiterstadt

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-darmstadt.de

ISBN 978-3-534-15425-8

Inhalt

Vorwort zur Reihe	7
Vorwort des Autors	11
Kindheit und Jugend	13
1. Ein Junge aus guter Familie	13
2. Zum Erben erwählt	28
3. Zur Weisheit berufen	40
Erbe des Antoninus	57
4. Die Mittagsruhe des Reiches	57
5. Ordnung und Eintracht	72
6. Das große Sterben	87
Alleinherrschaft	103
7. Die zweite Lehrzeit	103
8. Am falschen Platz das Richtige tun	115
9. Zeichen und Wunder	130
Innere und äußere Bedrohung	141
10. Was die Zukunft kostet	141
11. Die verteidigte Welt	151
12. Über die eigene Kraft	160
Tod und Verklärung	169
13. „Geh heiter“	169
14. Die Lichtgestalt	178
Anmerkungen	185
Literaturverzeichnis	217
Zeittafel	228
Stammbaum	230

Abkürzungsverzeichnis	232
Abbildungsnachweis	234
Register	235

Vorwort zur Reihe

„Gestalten der Antike“ – die Biographien dieser Reihe stellen herausragende Frauen und Männer des politischen und kulturellen Lebens jener Epoche vor. Ausschlaggebend für die Auswahl war, dass die Quellenlage es erlaubt, ein individuelles Porträt der jeweiligen Personen zu entwerfen, und sie konzentriert sich daher stärker auf politische Persönlichkeiten. Sie ist gewiss auch subjektiv, und neben den berühmten „großen Gestalten“ stehen interessante Personen der Geschichte, deren Namen uns heute vielleicht weniger vertraut sind, deren Biographien aber alle ihren je spezifischen Reiz haben.

Die Biographien zeichnen spannend, klar und informativ ein allgemeinverständliches Bild der jeweiligen „Titelfigur“. Kontroversen der Forschung werden dem Leser nicht vorenthalten. So geben auch Quellenzitate – Gesetzestexte, Inschriften, Äußerungen antiker Geschichtsschreiber, Briefe – dem Leser Einblick in die „Werkstatt“ des Historikers; sie vermitteln zugleich ein facettenreiches Bild der Epoche. Die Darstellungen der Autorinnen und Autoren zeigen die Persönlichkeiten in der Gesellschaft und Kultur ihrer Zeit, die das Leben, die Absichten und Taten der Protagonisten ebenso prägt wie diese selbst die Entwicklungen beeinflussen. Die Lebensbeschreibungen dieser „Gestalten der Antike“ machen Geschichte greifbar.

In chronologischer Reihenfolge werden dies sein:

Hatschepsut (1479–1457), von den vielen bedeutenden Königinnen Ägyptens nicht nur die bekannteste, sondern auch die wichtigste, da sie über zwei Jahrzehnte die Politik Ägyptens bestimmt hat;

Ramses II. (1279–1213), der Pharao der Rekorde, was seine lange Lebenszeit wie die nahezu unzähligen Bauvorhaben betrifft;

der spartanische König **Agesilaos (398–361)**, sein Engagement in Kleinasien, seine Auseinandersetzungen mit Athen und Theben veränderten nachhaltig das Erscheinungsbild Spartas und ganz Griechenlands;

Alexander (356–323), der große Makedonenkönig, dessen Rolle in der Geschichte bis heute eine ungebrochene Faszination ausübt;

Hannibal (247–183), einer der begabtesten Militärs der Antike und Angstgegner der Römer; seine Kriege gegen Rom haben Italien mehr geprägt als manch andere Entwicklung der römischen Republik;

Sulla (138–78), von Caesar als politischer Analphabet beschimpft, weil er die Diktatur freiwillig niederlegte, versuchte in einem eigenständigen Konzept, den römischen Staat zu stabilisieren;

Cicero (106–43), Philosoph, Redner und Politiker, von dem wir durch die große Zahl der überlieferten Schriften und Briefe mehr wissen als von jeder anderen antiken Persönlichkeit; sein Gegenpart,

Caesar (100–44), ein Machtmensch mit politischem Gespür und einer ungeheuren Energie;

Kleopatra (69–30), Geliebte Caesars und Lebensgefährtin Marc Anton, die bekannteste Frauengestalt der Antike, die vor allem in den Darstellungen ihrer Gegner unsterblich wurde;

Herodes (73 v.–4 v. Chr.), der durch rigorose Anpassung an die hellenistische Umwelt die jüdische Monarchie beinahe in den Dimensionen der Davidszeit wiederherstellte, dem seine Härte jedoch letzten Endes den Ruf des „Kindesmörders“ eintrug;

Augustus (43 v.–14 n. Chr.), der mit unbeugsamer Härte, aber auch großem Geschick das vollendete, was Caesar angestrebt hatte; da er den Bürgerkriegen ein Ende setzte, wurde er für die Zeitgenossen zum Friedenskaiser;

Nero (54–68), der in der Erinnerung der Nachwelt als Brandstifter und Muttermörder disqualifiziert war, auch wenn ihn die zeitgenössischen Dichter als Gott auf Erden feierten;

Marc Aurel (161–180), der so gerne als Philosoph auf dem Thron bezeichnet wird und doch immer wieder ins Feld ziehen musste, als die ersten Wellen der Völkerwanderung das Römische Reich bedrohten;

Septimius Severus (193–211), der erste „Nordafrikaner“ auf dem Thron, aufgeschlossen für orientalisch-kultische Einflüsse; er förderte die donauländischen Truppen und unterwarf das Reich zahlreichen Veränderungen;

mit **Diocletian (284–305)** lässt man die Spätantike beginnen, die sich vor allem durch konsequente Ausübung der absoluten Monarchie auszeichnet;

Konstantin der Große (306–337), der im Zeichen des Christengottes in die Schlacht zog und siegte, hat den Lauf der Geschichte nachhaltig verändert; dem Christentum war nun der Weg zur Staatsreligion vorgezeichnet;

Athanasius (295–373), unter den großen politischen Bischöfen der Spätantike einer der radikalsten und erfolgreichsten in dem Bemühen, den neuen Glauben im und gegen den Staat durchzusetzen;

Julian (361–363), dessen kurze Regierungszeit vieles von seinen Plänen unvollendet ließ und deshalb die Phantasie der Nachwelt anregte;

Theodosius der Große (379–395), von dem man sagt, er habe mit einer rigorosen Gesetzgebung das Christentum zur Staatsreligion erhoben; er bewegte sich mit Geschick durch eine Welt religiöser Streitigkeiten;

Galla Placidia (390–450), seine Tochter, eine jener spätantiken Herrscherinnen, die nicht länger hinter den Kulissen, sondern auf der politischen Bühne agierten;

Theoderich der Große (474–526), der bedeutendste jener „barbarischen“ Heerführer, die das Weströmische Reich beendeten,

und schließlich Kaiser **Justinian (527–565)**, der zusammen mit Theodora die Größe des alten Imperium Romanum wiederherstellen wollte; die Beschreibung seiner Herrschaft kann insofern einen guten (chronologischen) Abschluss bilden.

Manfred Clauss

Vorwort des Autors

Die Gelegenheit, eine antike Persönlichkeit aus deren eigenen Schriftzeugnissen beschreiben zu können, ist für die römische Kaiserzeit so selten wie verführerisch. Längere wörtliche Zeugnisse der Kaiser selber, offizielle Anlässe ausgenommen, existieren mit Ausnahme der Hauptperson dieses Buches nur noch von Julian (361–363), der sich nach Charakter wie Umständen enorm von dem hier vorgestellten Mann unterschied, sosehr er ihn verehrte.

Marc Aurels eigene Worte – dazu eine mäßig reichliche, problembeladene historische Überlieferung – haben uns teils in Gestalt von privaten Briefen vor allem seiner Jugendjahre erreicht, teils in Gestalt der berühmten *Selbstbetrachtungen*, einer als Privatsache geschriebenen Sammlung von Aphorismen. Viel ‚authentischer‘ kann antike Überlieferung nicht sein. Ein Mensch, der uns anzieht und von seinen Historikern und Lobrednern noch anziehender gemacht worden ist, spricht aus diesen Texten – Herrscher und Philosoph, Handelnder, Denker und Menschenfreund. Wenige Figuren wecken ein solches Bedürfnis, sich mit ihnen zu identifizieren, sich dem stummen Dialog mit Weisheit, Verstand, Selbstbeherrschung und Güte eines vergangenen Zeitalters zu überlassen. Eine Scheinvertrautheit, das Denkschema „ich und Marc Aurel ...“ als bewusster wie unbewusster Ausgangspunkt droht das Erkennbare jederzeit zu überwuchern und zu entstellen.

Die zugespitzte Lebenszeit dieses Kaisers tut das Ihre gegen unsere Vorsicht. Ein familiär wie politisch wechselvolles Leben, das schmerzliche Ende einer Glanzzeit in Krisen und Katastrophen, eine Umbruchsepoche ruft zur Anteilnahme auf; *ein* Mann scheint hier tatsächlich einmal Geschichte zu schreiben und für Taten und Versäumnisse seiner Zeit die einzig mögliche Erklärung zu bilden. Zugleich glauben wir in sein Innerstes zu blicken, das zur Bewunderung drängt: Fels in der Brandung ungewollter Kriege, harmonische Persönlichkeit, vergöttert und dennoch bedauernswert, so steht er wie unmittelbar uns. Eine dankbare Aufgabe für Biographen, die in manche fähige Hand gekommen ist; eben deshalb auch eine gefährliche, die auf wohlgemeinte Abwege führen kann.¹

Zeit und Charakter Marc Aurels haben sich verschworen, ihn und das Geschehen, in dem er stand, mit Gefühlen zu überhäufen und als eine so notwendige Einheit erscheinen zu lassen wie den Ablauf eines Dramas der Weltliteratur. Ihnen die Freiheit wiederzugeben fällt schwer; ein legitimer

Weg dazu ist der Rückzug auf schlicht vorgetragene Tatsachen, doch auch sie bleiben dem Magnetismus des Gesamtbildes ausgesetzt und schließen sich unbeaufsichtigt rasch wieder zu jenem Phänomen an Transparenz und Ganzheit zusammen. Es lohnt sich darum, noch etwas weiterzugehen und das Phänomen, ohne es als Lüge zu verdammen, auf ein bewusstes Lebenskunstwerk und dessen Aufnahme zu reduzieren. Eine Person aus einem Guss *wollte* Marc Aurel sein; kristallklar und für die Wahrheit, aus der er zu leben verlangte, durchlässig *wollte* er sein. Daher müssen wir den seinem Willen nach Unbedingten, innerlich Freien zurückversetzen – zwischen Bedingtheit, Abhängigkeit, Zwang, Denkhindernisse, Konventionen und automatische Abläufe, von Zufall und Unvorhergesehenem zu schweigen. Eine andere Pflicht ist die Suche nach Disharmonien oder möglichen negativen Folgen seiner Harmonie.

Für einen Kaiser, der es problematisch fand, sich von den Ansprüchen seiner Rolle formen zu lassen, bedeutet die Suche nach dem Vieldeutigen einen Wiedergewinn an Individualität – eine Ermutigung zu dieser Lesart, weil es Indizien gibt, dass es dem Individuum Marc Aurel mitunter schlecht ergangen ist, während es sich zum Typus ausprägte und damit den Nerv antiken Denkens traf. Auch wir Heutigen gewinnen, wenn wir nicht mehr behaupten, ‚alles‘ über ihn wissen zu können, was es im Wesentlichen zu wissen gäbe, sondern bei undurchsichtigen Stellen haltmachen, die wir in der Transparenz finden mögen.

Wie die scheinbar lückenlose, gleichwohl sorgsam dosierte Selbstdarstellung, so ist das Alleinsein des Individuums hinter der Grenze, die dem Darstellbaren und dem Wunsch nach Identifikation gezogen ist, ein Leitgedanke der Gegenwart, die sich zwischen Lust und Leiden an der Vereinzelung nie ganz entscheiden kann. Die Geschichte spiegelt unsere Befindlichkeit, ohne sie vorwegzunehmen, aufzuklären oder zu lösen; schon das genügt, sie unentbehrlich zu machen.

Für die Annäherung an Marc Aurel habe ich mich dank meinem Bonner Lehrer Klaus Rosen seit vielen Jahren an der richtigen Stelle befunden. Die fortdauernde Gastfreundschaft von Freunden und Kollegen am Rhein hat mir das Schreiben ebenso erleichtert wie viele Begegnungen und Eindrücke der Vergangenheit. Neben Prof. Dr. Helmut Castritius (Darmstadt) danke ich froh wie immer der *curiositas* von Jens Bartels (Zürich) und Anke Bohne (Bonn), nicht zu vergessen die Entbehrungen meiner Familie, die für dieses Buch auf Gesellschaft, zahlreiche Mahlzeiten und strukturierte Antworten verzichten musste.

Kindheit und Jugend

1. Ein Junge aus guter Familie

Nullum animal morosius, nullum maiore arte tractandum quam homo, nulli magis parcendum.

Kein Wesen ist diffiziler, keins muss mit mehr Geschick behandelt werden als der Mensch, keines braucht mehr Schonung.

Sen. clem. 1,17,1

Rom erlebte einen besonderen Freudentag. Die Weltstadt, die im Bann der Feiern zu einer großen Tempelweihe stand, nahm obendrein Kenntnis von der Geburt eines Erben in einem ihrer besten Häuser. Wer Klient der Familie war und Geschenke oder Aufmerksamkeiten zu erhoffen hatte, beeilte sich mit seinen Glückwünschen, wer zu ihren Standesgenossen im Senat zählte, erst recht. Niemand, nicht einmal die höchsten Kreise des Reiches, konnte fest darauf rechnen, einen Sohn geschenkt zu bekommen, und auf den Straßen, in den Thermen, beim Klatsch unter Freunden, Verwandten und Kollegen mischten sich Mitfreude und Neid. An diesem Tag, dem 27. April, stand für viele fest, dass selbst der Kaiser das Haus der Anni um sein Glück beneiden musste. Es war der vierte Frühling der Herrschaft Hadrians, nach der späteren christlichen Rechnung im Jahr 121. Man schrieb in Rom das Jahr der Konsuln Gnaeus Arrius Augur und Marcus Annius Verus. Dieser war es sogar schon zum zweiten Mal.¹

Glücklich war zuallererst die Mutter, Domitia Lucilla, sooft sie nicht vor Erschöpfung schlief. Die ärgsten Schmerzen waren vorüber, das Kind lebte und sie auch; so würde es hoffentlich bleiben. Besser noch, es war ein Junge – Domitia, nach heutigen Maßstäben selbst ein halbes Mädchen, würde natürlich noch mehr Nachwuchs liefern müssen, aber die Reihe lebensgefährlicher Geburten konnte nun nicht mehr endlos sein. Vor ihr lagen die Anerkennung als Mutter eines Sohnes und Zeit genug, mit ihm groß zu werden, mochte er auch mehr der Familie und der Öffentlichkeit als ihr gehören; sie kam aus einem Haus, in dem sie diese Regeln früh erlernt hatte. Nun durfte sie sich ausruhen und auf begeisterte Besucherinnen freuen.²

Froh und stolz stand der Vater, der junge Marcus Annius Verus, vor dem Ansturm der Gratulanten. Das war seine Stunde. Noch wartete er auf die

Wahl zum Quaestor im passenden Alter, die ihm die Tür zum Senat öffnen würde. Er durfte nicht hinter seine Vorfahren zurückfallen; auch sein Bruder Libo war ihm schon weit voraus, seine Schwestern hatten gar gestandene Consuln geheiratet – die eine Ummidius Quadratus, 118 Consul, die andere, Faustina, den Amtsträger des Vorjahres 117 Aurelius Fulvus, aus guter, aber anders als die Annii auch aus alter Familie – und gebaren ihnen Kinder. Ihm, Verus, hatte der Vater seinen Namen gegeben, eine Erbin mit reicher Mitgift und einen vorgezeichneten Lebensweg. Nun hatte er eine große Hoffnung erfüllt, sich und den Seinen. Das Kind war lebendig, ohne Missbildung und gesund; neun Tage, dann würde er ihm einen Namen geben, den eigenen, und später eine Erziehung, ein Vorbild. Dieses Kind würde dabei sein, wenn er Quaestor wurde und Praetor und eines Tages Consul. Verus war an diesem Tag gewachsen und freute sich darauf, seinen Sohn lieben zu lernen, wie es römischen Vätern vorgeschrieben und zugleich ein Bedürfnis war.³

Ein wunderbarer Frühling war es für den Großvater, den zweifachen Consul Marcus Annius Verus. Was sich ein römischer Senator erträumen konnte, er hatte es erreicht. Nicht umsonst hatten seine Vorfahren Spanien verlassen, um sich ins Zentrum des Reiches zu wagen; hier war er, der Sohn des ersten Senators unter den Annii, und vereinte alle Ehren außer dem Kaiserpurpur. Ihn hatten die Wirren der großen Politik nach dem Bürgerkrieg weit emporgehoben, statt ihn zugrundezurichten. Vespasian und Titus hatten den gelichteten Senat aufgefüllt, und ein mühsam erwirktes, vergessenes Wunder an Loyalität und Geschick trug dem jungen Annius den Patriziat ein, das Anrecht auf Roms ehrwürdigste Priestertümer und einen ungeheuren Prestigezuwachs – das alles, obwohl er möglicherweise mit der Frau des Kriegsverlierers von 69, Vitellius, verwandt war. Mit Domitian war er zurechtgekommen. Domitian wurde ermordet, die flavische Dynastie endete, Nerva kam auf den Thron und hätte ohne Hilfe bald den Kopf verloren – Verus kam auch mit Nerva zurecht. Die Hilfe gewährte der Statthalter Ulpus Traianus, zum Erben bestimmt, während Verus Consul war; bald war Traian Kaiser und führte das Imperium in große Kriege. Verus, der Freund des Kaisers, behielt in Rom die anderen Mächte der neuen Herrschaft im Auge, Statthalter und Funktionäre, und plante seine eigenen, durchaus zivilen Feldzüge.⁴

Die Zeiten waren für die großen Senatsfamilien sicherer geworden, ideale Bedingungen, um eine verzweigte Familie mit reichem Besitz und mächtigen Beziehungen zu gründen, die allen Katastrophen außer den größten trotzte. Verus hatte zwei Söhne und, besser noch, drei Töchter zu

verheiratet; die Mitgift für drei glanzvolle Allianzen mit wichtigen Ehemännern besaß er auch. Schmeichler – oder ihr eigener Ehrgeiz – hatten den Annii wohl bereits eine Herkunft von Roms heiligmäßigem zweitem König Numa Pompilius angedichtet, dem Friedens- und Religionsstifter. Libo hieß Verus' Ältester, eine Verbeugung vor seinem Schwiegervater, die verkündete, dass die Braut die beste Abstammung mitbrachte, welche zu haben war. Die Tochter des alten Libo Rupilius Frugi, Rupilia Faustina, machte Verus' Kinder zu Nachkommen der Calpurnii, der Scribonii, der berühmtesten Figuren der vergangenen Republik. Andere waren wegen solcher Namen hingerichtet worden – tatsächlich wurden sie es immer noch; Calpurnius Crassus, ein entfernter Verwandter, der seinen Stammbaum zu sehr liebte, saß auf einer einsamen Insel und überlebte Traian nicht lange.⁵

Dieser offiziell „beste“ Kaiser hatte Erfolg, aber keinen Erben und tat wenig, um dem absehbaren Nachfolger – Hadrian, seinem Vetter und zugleich dem Mann seiner Großnichte – einen festen Stand zu verschaffen, ehe er 117 plötzlich starb. Der neue Herrscher war gezwungen, sich auf eine fragwürdige Adoption zu berufen, die er, wenn überhaupt, in letzter Minute erreichte. Es gab Verschwörungstheorien und vier hässliche präventive Justizmorde an prominenten Ex-Consuln, was viele Senatoren noch jetzt, drei Jahre später, kochen ließ. Hadrian würde sehr lange und diplomatisch regieren müssen, um diesen Einstand vergessen zu machen. Von Anniius Verus hatte man kein böses Wort über die „Verschwörung der vier Consulare“ gehört, und er hatte nicht lange auf Hadrians Dank warten müssen. Nun war er wieder Consul und obendrein *praefectus urbi*, Stadtpräfekt von Rom, der einzige Amtsträger aus dem Senatorenstand, der in der Hauptstadt über Truppen verfügte. Zudem machte ihn dies nach ungeschriebenem Gesetz zum verkörperten Standesgeist und Hüter der Traditionen aller gut 600 Senatoren, und dies in einem Moment, da der Präfekt so wichtig sein würde wie selten: Der Kaiser rüstete zu einer Reise durch seine Provinzen, die auf Jahre berechnet war.

Lang war der Weg aus Spanien bis hierhin gewesen, und bei aller Vorsicht war das Ende der Möglichkeiten noch nicht erreicht. Denn auch dieser Kaiser war bislang kinderlos, nach zwei Jahrzehnten Ehe mit Traians Erbin Sabina; jedes weitere Jahr ließ die Aussichten auf Nachwuchs schwinden, zum Schaden des Reiches, dem Intrigen und selbst ein Bürgerkrieg drohen konnten, aber zum Vorteil irgendeines Prätendenten, der schon geboren war. Die Annii konnten Kaisermacher werden, wenn nicht mehr. Die neue Geburt fiel mitten in die Feierlichkeiten zum Baubeginn

des riesigen Tempels der Venus und Roma und vor Hadrians einstweiligen Abschied von der Hauptstadt – kein übles Omen.

Unruhe, Erwartung und Ehrgeiz umgaben die Geburtsstätte des Kindes – eine Gartenvilla des Großvaters auf dem grünen Caelius, einem Lieblingshügel der Prominenz – wie dessen nahes Stadthaus am späteren Lateranpalast und die Wohnsitze der jüngeren Annii. Die Ankunft des „jungen Herrn“ brachte auch das Sozialgefüge der Haussklaven und Freigelassenen in Bewegung. Dass ihr Haus damit sein Gewicht mehrte, wussten und schätzten auch die Sklaven, auf die sich eine Spur solchen Zuwachses übertrug. Ihr Herr war guter Laune, also empfahl sich der Moment für kleine Bitten. Und wie würde der Sohn des Hauses einmal mit ihnen umgehen?⁶

Die Aufregung steckte die weitverzweigte Klientel des Consuls, seiner Söhne und der verschwägerten Familien an. Reiche und arme Bürger aus dem Volk waren sich mit Schützlingen der Annii aus Senatoren- und Ritterstand einig über das Glück ihrer Patrone. Es war womöglich ihr eigenes Glück: Wenn künftig ein Gesuch zu unterstützen war, ein junger Mann auf eine Stelle als Centurio hoffte oder ein Verwaltungsbeamter sich zu verbessern wünschte, würde es helfen, dass die Annii nicht nur die Mächtigen von heute waren, sondern auch ein Morgen hatten. Viele Briefe dieser schreibfreudigen Kultur trugen die Nachricht hinaus in die Landstädte und Häfen Italiens und weiter bis in den Süden der Iberischen Halbinsel, zur Provinz Baetica, wo die Honoratioren nicht nur im Städtchen Ucubi, dem Ausgangsort der Erfolgsgeschichte, aufmerkten.

Jenes Auge, auf das es am meisten ankam, blickte mit besonderer Schärfe auf das Ereignis. Ein Kaiser erfuhr solche Geburten fast vor den Eltern selber; männliche Erben im Hause eines Stadtpräfekten waren hohe Politik, dieser selbst schon von Amts wegen ein Freund des Princeps, der einen herzlichen Glückwunsch erwarten durfte. Für Hadrian, der sich seines Augenmerks für viel unwichtigere Details rühmte, ging es um einiges. Wie politisch war die Geburt eines engen Verwandten des Throns, da der Kaiser keinen Erben hatte? Domitia Lucilla, die junge Mutter, war eine glänzende Partie, mütterlicherseits die Erbin zweier reicher Patrizier; ihr Vater Calvisius Tullus Ruso war ein guter Freund des Kaisers. Domitia und der Mittvierziger Hadrian standen in einer Verwandtschaft, die unsere Quellen nur vage kennzeichnen, was wohl mit jenem eben erst geborenen Kind zu tun hat. Eine Senatsfamilie aus Spanien, die Dasumii, verband sie, aber manches spricht für eine besonders spektakuläre Vermutung – Domitia als Hadrians jüngere Halbschwester. Annius Verus, das

Familienoberhaupt, konnte sich in den Tagen Traians kaum eine bessere Schwiegertochter erträumen; was seinen Sohn erwarten mochte, wenn es bei der Kinderlosigkeit Hadrians blieb, hätte schlichteren Gemütern den Kopf verdreht. Der Kaiser und sein Präfekt – beide keine Naivlinge, Hadrian überdies im Ruf der Undurchschaubarkeit – wussten, wie gut der jeweils andere die Gefahren solcher Träume kannte; ihr Verhältnis litt allerdings nicht darunter.⁷

Auch Hadrians Schwager Servianus hatte Nachwuchs vorzuzeigen – das nahm den Druck von Hadrian, sich mit einem bestimmten Nachfolger anzufreunden. Er hatte nicht so schnell die Absicht, zu sterben oder zu adoptieren, und die Existenz mehrerer Kandidaten gab Intriganten etwas zum Grübeln, damit sie beschäftigt waren. Falls der kleine Annius überlebte, würde man über ihn nachdenken müssen; wenn Hadrian in ein paar Jahren zurückkehrte und Armeen, Straßen, Stadtverwaltungen in Ordnung gebracht hatte, war der Junge schon eine kleine Persönlichkeit und lohnte eine eigene Inspektion. Man durfte gespannt auf den Ausgang sein.

Wer sich seine Kindheit selbst aussuchen könnte, sollte nicht das antike Rom wählen. Gerade die modernsten medizinischen Ansichten, die in den Adelsfamilien befolgt wurden, waren für Kinder qualvoll. Zuständig war als Erstes die Amme, die Domitia das einengende Wickeln, Baden und das schlafraubende Stillen abnahm – damit erhöhte sich zugleich die Chance auf baldige Geschwister für den Jungen. Von seiner Amme lernte ein Senatorensohn üblicherweise die ersten griechischen Wörter, während der Rest des Haushalts Latein mit ihm redete; so wuchs er mindestens anderthalbsprachig auf – ein bis heute nicht ausgestorbenes Modell des Spracherwerbs. Den Eltern begegnete das Kind Marcus lediglich stundenweise. Wie früh und intensiv die Erwartungen der Familie auf ihn einwirkten, ist schwer zu schätzen, aber der Konformitätsdruck war enorm. Das bedeutet noch keine freudlose Kindheit; es gab Spiele, Besuche junger und alter Verwandter, die Begegnung mit religiösen Riten – Festen in der Stadt, Opfern für die Hausgötter – und den komplizierten Welten des eigenen Haushalts wie der Stadt vor dessen Tür.⁸

Dennoch: fast vom Moment der Geburt an kamen quasi-öffentliche Funktionen und Pflichten auf Marcus zu. Im Rückblick empfand er sie nach allem, was seine *Selbstbetrachtungen* verraten, keineswegs als drückend. Wir wissen wenig über die Erziehungsmechanismen, die den Zweck hatten, das Selbstgefühl eines Aristokraten der Kaiserzeit gleichzeitig anzuregen und zu bremsen; die Furcht der Älteren vor Hochmut, Stolz und unbeherrschten Handlungen erzwang mit Sicherheit engere Vorschriften

als in den meisten Gesellschaften der Geschichte. Ein Sohn des Kaisers hätte kaum weniger Spielraum haben können als jemand aus einer der besten Familien, dem von klein auf vor Augen stand, dass bis zum Herrscher hinauf die ganze Welt auf ihn und besonders seine Fehler achtete, die Folgen von nicht näher erläuteter Schrecklichkeit haben konnten.

Diese lebenslange Beobachtung durch Verwandte und Standesgenossen hat Reflexe hinterlassen. Lobende Vermerke, Marcus sei „von klein auf ernst“, ein kluges Kind gewesen, sind kein reiner Topos mit Blick auf sein späteres Leben. Sie verraten vielmehr einiges über die ungeschriebenen Akten, die jeder über jeden führte. Es war wichtig und beruhigend, Vorzeichen späteren Ernstes, von Würde und Beherrschtheit (die römische Idealtugend der *gravitas*), in einem solchen Kind zu finden. Vielversprechende Anlagen waren in der Tat ein Beitrag, den auch die Kleinsten zur Würde ihres Hauses leisten konnten, und die Annii waren so vornehm, dass sie sich nicht einmal wie so viele Senatsfamilien ihrer Zeit mit endlos langen Namen zu behängen liebten. Marcus gefiel den Betrachtern, das zählte schon jetzt für seine Zukunft.⁹

Wenn er „ernst“ bezeichnet wurde, bedeutete das kaum, dass man ihn nie lachen oder nur lustlos spielen sah. Ernst, keine Verbissenheit, war eine der am meisten erwünschten Eigenschaften, die eine römische Ständeserziehung produzieren konnte; er garantierte eine tadellose Haltung. Aufmerksamkeit und Lerneifer waren weitere Ideale des Erziehers. Marcus entwickelte sie früh – entweder freiwillig oder ohne langen Druck. Damit entging er vermutlich vielem von der an Grausamkeit grenzenden Härte der römischen Pädagogik. Streiche und vorlaute Reden waren in Adelshäusern das Privileg eigens verzogener Sklavenkinder; der künftige Herr des Hauses wurde für geringe Vergehen mit Schlägen traktiert. Eines Tages würde das Kind seinen Status dramatisch ändern und unantastbar werden, seinen eigenen Vater ausgenommen, der ihm sein Leben lang Vorschriften würde machen können. Die Spannung zwischen der jetzigen Unterworfenheit und der Aussicht, in Zukunft selbst befehlen und strafen zu sollen, war enorm, die erlaubten Freiräume spärlich. Im Fall des jungen Marcus verdarb ihm dessen anonymer Erzieher sogar die Parteinahme für eine der zwei konkurrierenden Hauptfarben bei den Rennen im Circus, Blau gegen Grün, oder die Waffentypen bei den Gladiatorenkämpfen, womit ihm eine Außenseiterstellung gegenüber der großen Mehrheit seiner Zeitgenossen, Senatorensöhne inklusive, gewiss war. Marcus selbst äußerte später Langeweile über „den immer gleichen Anblick“ der Vorstellungen; die Darbietungen im Theater und die „Speerkämpfe“ verglich er mit der Fütterung oder dem Herdentrieb von Tieren und bemerkte,



Abb. 1: Marcus Annii Verus.
Jugendporträt, wohl kurz vor 138 (Rom, Kapitolinische Museen).

jeder Mensch sei „das wert, worum er sich Mühe gibt“ – mit einer Spur Überheblichkeit. Eindeutig zuwider waren ihm Fälle wie jener „der halb gefressenen *bestiarii*“, wohl zum Tode Verurteilte, keine ausgebildeten Berufs-Tierkämpfer, „die voll mit Wunden und Eiter bitten, dennoch für den nächsten Tag aufgehoben zu werden, in *diesem* Zustand für die gleichen Klauen und Zähne“.¹⁰

Marcus' spätere Eigenschaft, sich selber am meisten anzutreiben und immer noch mehr von sich zu fordern, gelangte dagegen zu einer frühen, enormen Entwicklung. Moderne Psychologen würden von einer Internali-

sierung sprechen: Der Erzieher saß im Kopf des Jungen. Vor allem litt er mit Sicherheit stärker als Altersgenossen, wenn er eine Erwartung nicht erfüllte, die eigene eingeschlossen. Wenn es zu Strafen kam, empfand er sie wahrscheinlich intensiver als öfter heimgesuchte Kinder seiner Zeit; er bestrafte sich allein genug, mit Schuldgefühlen und dem Vorwurf, versagt zu haben, denn „es drängte ihn stark zur Tugend“. Selbstbeschränkung und Genügsamkeit zählen zu den wenigen Gaben, die er auf seine Mutter und seinen Erzieher zurückführte: Beide schärfte ihm ein, einfach zu leben und „wenig zu benötigen“. Dankbarkeit gegenüber allen, die ihm nahestanden, sollte seine bleibende Eigenschaft werden. Sich selbst bescheinigte er später, er habe an keinem der frühen Erzieher „vor lauter Überstürzung einen Fehler begangen, obwohl ich doch die Anlage dazu hatte“; unterdrückten Zorn und Rachebedürfnisse kannte der Junge also durchaus, „weshalb ich, wenn es sich ergeben hätte, wohl auch so etwas getan hätte“. Nur die Gelegenheit blieb aus.¹¹

Über die religiösen Empfindungen der Zeit ist viel spekuliert worden. Marcus diente den ererbten römischen Göttern mit Ehrfurcht und Eifer; jedenfalls verriet er besonderes Talent für die genaue Ausführung der Riten und meisterte die archaischen Sakralformeln der Priesterschaft der Salii, deren Zeremonien er ein Leben lang eng verbunden blieb. So philosophisch Marc Aurel uns erscheint, so traditionsbezogen betete und opferte er als Kaiser wie als Oberhaupt seines Hauses, kein Diener einer ‚Vernunftreligion‘. Seine eigene Beschreibung „gottesfürchtig ohne Aberglauben“ meint ein Leben ohne ständiges Zittern oder kleine magische Rückversicherungen für jeden Schritt, aber keineswegs ein Abrücken von den überlieferten Riten, gleich wie urtümlich sie waren. Wie auch immer Marcus sich als Kind wie als Erwachsener die Götter dachte, fühlte er sich von ihnen ein Leben lang begleitet und antwortete mit Dankbarkeit und größtmöglicher Ergebung in sein Schicksal – was ihm nicht immer leicht fiel.¹²

Hinzu kommen frühe Zeichen einer an Selbsterfleischung grenzenden Sicht auf die eigenen Taten. Marcus beobachtete sich noch viel genauer, als es ganz Rom konnte, und er mochte nicht immer, was er sah. Für die Mitwelt zeigte er sich als bescheidenes, ungemein ehrliches Kind, an dem schlicht nichts verborgen schien; ‚Unarten‘ scheint er nicht gehabt oder beim ersten Tadel abgelegt zu haben. Zumindest lebte er sie ein Leben lang nicht aus. Dies fiel auf, insbesondere einem Beobachter, der mit Marcus die scharfen Blicke und den Eifer, aber keineswegs den Ehrgeiz zur Transparenz teilte. Hadrian fühlte sich vom kleinen Verus angezogen – eine einseitige Sympathie. „Verissimus“ nannte der Kaiser seinen ehr-

lichen jungen Verwandten mit etwas Spott und viel Staunen, den „Wahrhaftigsten“, die verkörperte Wahrheit. Die Selbstbeherrschung, die Hadrian öfters verließ, schien an dem Jungen nicht aus bloßer Vorsicht zu stammen.¹³

Es ist möglich, dass in ihr ein diskreter Hochmut mitschwang, nach allen Kräften innerlich der Beste zu sein und nach außen hin zu zeigen, dass er nicht allein klug war, sondern auch nichts zu verbergen hatte – eben etwas ganz Besonderes war. Zugleich verunsicherte ihn das aber. Der äußerlich ‚angepasste‘ Junge, wie wir fast bedauernd sagen würden, scheint, wo immer er eigene Schwächen sah, nie die Ruhe und Gelassenheit entwickelt zu haben, für die man ihn später gegenüber anderen rühmte. Zum Jagen – einem wichtigen Sport für Kaiser wie Aristokratie, für den sich Hadrian begeisterte – musste man Marcus nach wenigen Anläufen förmlich tragen. Wir finden ihn stattdessen früh auf der Jagd nach Fehlern an sich, und stieß er auf einen, war das nicht das Ende. „Oder zwingt dich irgendeine angeborene Behinderung, dich damit abzufinden?“, rügte sich der Erwachsene am Ende eines langen Sündenregisters. „Bei den Göttern, nein, sondern all das hättest du längst ändern können, im Bewusstsein – wenn man das gelten lässt – deiner Trägheit und Begriffsstutzigkeit. Und auch gegen die hätte man trainieren können, statt sie ins Herz zu schließen und seinen Spaß an deiner Untätigkeit zu haben.“¹⁴

Marcus wollte, bewusst oder nicht, durchaus vollkommen sein; Schwäche scheint er gefürchtet und gehasst zu haben. Und alle Zeit hat er an sich eine Schwachstelle gefunden, meist seinen Körper; „aus einem ganz hinfälligen machte er einen ganz abgehärteten“; er kämpfte als Zwölfjähriger gegen das Schlafen im Bett, später den Schlaf überhaupt, die ‚Abhängigkeit‘ vom Gesundsein. Spätere Quellen tadeln, er habe durch die Studien seine eigentlich robuste Natur untergraben. Nicht zufällig vertrug sich die senatorische Standesethik gut mit der stoischen Philosophie, die auch und gerade gegen das Leiden an Momenten äußerer oder innerer Schwäche zu schützen versprach. Doch bei Marcus, der schon als Junge nicht bloß aus einer Laune den groben Philosophenmantel trug, nahm die Symbiose von Standesideal und Stoa eine viel tiefere Form an, und so sehr er das Warten auf die Zeit des Befehls und der Ehrungen ertragen konnte, so nahe kam das Regiment, das er nach innen über sich und seine Bedürfnisse errichtete, der Grausamkeit. „Deine ganze Aufmerksamkeit sei dem Verstand zugewandt.“ Wo solche Lehren, mit denen er vertraut wurde, zeitweiligen Verzicht empfahlen, um sich auf etwa nötige Entbehren vorzubereiten, suchte er mehr. Der Raubbau an seiner Substanz hatte begonnen, auch wenn man den heranwachsenden Marcus noch

ringen, boxen und Ball spielen, in voller Rüstung trainieren und Wildschweine mit dem Speer jagen sah. Als Erwachsener „konnte er seiner Konstitution wegen nicht viele Kraftakte“ – oder „mannhafte Taten“, je nach Übersetzung – „vollbringen“.¹⁵

Die dauernde Askese erstreckte sich insbesondere auf das aus der Sicht eines Philosophen besonders heikle Gebiet der Sexualität. Marcus hatte es alles andere als eilig, hier Erfahrungen zu sammeln. Gleich nach der Gnade, überwiegend unter guten Menschen gelebt zu haben, dankte er den Göttern für die Beseitigung gleich mehrerer Versuchungen: „... dass ich nicht zu lange bei der Konkubine meines Großvaters erzogen wurde; und dass ich während meiner Jugend rein erhalten und nicht vor der Jugend schon zum Mann gemacht wurde, sondern mir sogar noch länger Zeit dafür nahm“. Mindestens zwei Personen seiner Umgebung machten Marcus Avancen oder stachen ihm doch ins Auge, und er pries sich später selig, „mich weder mit *Benedicta* noch mit *Theodotos* eingelassen zu haben, sondern auch nachher von Liebesleidenschaften genesen zu sein“. Anscheinend war er durchaus versucht gewesen; seine späteren Moralvorstellungen, vielleicht auch ein Wechsel im Geschmack ließen ihn „den Verzicht auf die Liebe zu jungen Männern“ loben. Zur Keuschheit geboren war er jedenfalls nicht.¹⁶

Auch über das Vergnügen an seiner sozialen Stellung war er anfangs nicht erhaben; so hielt er sich als Erwachsener vor: „Du hast es ja probiert, bist zwischen so vielen Möglichkeiten herumgeirrt und hast nirgends das richtige Leben gefunden: nicht in den logischen Beweisverfahren, nicht im Besitz, nicht im Ruhm, nicht im Genuss, nirgends.“ Und so sehr seine späteren Lehrer ihn für seine Intelligenz und seinen Fleiß priesen, so wenig glaubte er selbst zumindest an das erstere: „An deinem Scharfsinn gibt es wenig zu bewundern. Wenn schon, ... dann zeige das, was zu erreichen ganz bei dir liegt.“ Wenigstens diesen Selbstanklagen zufolge fiel ihm die Aufgabe greifbarer Lebensziele lange schwer.¹⁷

Das alles greift weit voraus. Weite Reisen machte der Junge anscheinend nicht; immer wieder ging es im Sommer in die großen Landsitze der Familie, und Höflichkeitsbesuche der Verwandten untereinander, in der Stadt wie auf dem Land, waren an der Tagesordnung, von Visiten bei den verschwägerten Familien nicht zu reden. Er sah und bewunderte besonders seinen Großvater; Jahrzehnte später führte der Präfekt die Liste der prägenden Vorbilder an. Und auch die Freude, seinen Vater als Praetor zu Gericht sitzen zu sehen, wartete auf ihn.

Doch dann war der Vater eines Tages tot, wohl das Opfer einer der häufigen Krankheiten, vor denen auch die besten, teuersten Ärzte des Rei-

ches nicht schützten. Marcus verlor ihn zu früh, um mehr als vage Eindrücke und das wächserne Ahnenbild oder einen Statuenkopf im Gedächtnis zu behalten; was er später von ihm wusste, erfuhr er durch andere. „Vom Ansehen und der Erinnerung an meinen leiblichen Vater das Bescheidene und Männliche“, mehr als dies hatte ihn nach eigener Aussage nicht prägen können. Eine bestimmte Sichtweise auf das eigene Leben war seitdem offenbar angelegt: ein Gefühl des Ausgeliefertseins und der wiederkehrenden Verluste. „Jetzt begib dich in die Zeit deines Lebens unter deinem Großvater, dann in die unter deiner Mutter, dann die unter deinem Vater und finde das viele andere Vernichtete, Veränderte und Verschwundene und frage dich: ‚War das so schrecklich?‘“ Als Kind zumindest hätte er Ja sagen müssen.¹⁸

Der Tod eines Elternteils war ein nur zu gewöhnliches Schicksal. Über das Leid hinaus konnte für Halbwaisen aus Familien der zweiten Reihe – wie vormals für den jungen Hadrian, der mit zehn seinen Vater verloren hatte – ihre politische Zukunft scheitern; nicht in diesem Fall. Um Marcus wimmelte es von Würdenträgern, deren summierter Einfluss im Reich seinesgleichen suchte. Jeder von ihnen konnte als Vormund für den Eintritt des Jungen in die Erwachsenenwelt sorgen, während die Mutter Domitia die Hauptlast der Erziehung schulterte oder doch verteilte, für Marcus wie seine Schwester Cornificia – bei zwei überlebenden Kindern war es geblieben. Eine oft gewählte Möglichkeit war Erziehung durch die Großeltern. Der Patriarch Verus setzte auf eine andere Lösung, die Adoption. Ein enger Freund Hadrians mit glänzender Karriere, Catilius Severus, gab dem Jungen für eine Weile seinen Namen. Durch Heirat einer Großmutter oder Urgroßmutter Marcus' – die Lösungsversuche sind zahlreich – war er an die Familie gebunden. Marcus blieb nicht lange ein Catilius und sein Name behielt schon aufgrund späterer, gravierender Ereignisse keine Spur der Episode.¹⁹

Die Zeit der Annii war aber keineswegs vorbei. Marcus' Onkel Libo wurde 128 Consul; schon 126 schloss Großvater Verus seine Präfektur mit dem dritten Consulat ab, und Marcus' zweiter Großvater Calvisius leistete ihm Gesellschaft. Iulius Servianus dagegen, Hadrians Schwager, musste acht lange Jahre auf dieselbe Ehre warten, als hätte der Herrscher auf eine biologische Erledigung des Anspruchs spekuliert; Rom nahm das genau zur Kenntnis. Bald fiel das Licht kaiserlicher Gunst auch auf den Enkel des Präfekten. 127 verlieh man Marcus ein aus Staatsgeldern bezahltes Pferd, eine besondere Ehre für römische Ritter; nominiert hatte ihn dafür Hadrian selbst. Mit acht Jahren wählte ihn das Priesterkollegium der Salii in seine Reihen, eine Sensation in doppelter Hinsicht: Das Alter aller